

Prof. Dr. Christoph Dinkel
Pfarrer

Predigt über Johannes 15,1-8
26. April 2015, Jubilate
Christuskirche Stuttgart

Schriftlesung: 1. Mose 1,1-4a.26-31

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war. [...]

Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Getier, das auf Erden kriecht. Und Gott sprach: Sehet da, ich habe euch gegeben alle Pflanzen, die Samen bringen, auf der ganzen Erde, und alle Bäume mit Früchten, die Samen bringen, zu eurer Speise. Aber allen Tieren auf Erden und allen Vögeln unter dem Himmel und allem Gewürm, das auf Erden lebt, habe ich alles grüne Kraut zur Nahrung gegeben. Und es geschah so. Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag.

Predigt über Johannes 15,1-8

Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht in Johannes 15,1-8. Es ist ein Ausschnitt aus den Abschiedsreden Jesu.

Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater der Weingärtner. Eine jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, wird er wegnehmen; und eine jede, die Frucht bringt, wird er reinigen, dass sie mehr Frucht bringe. Ihr seid schon rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe. Bleibt in mir und ich in euch. Wie die Rebe keine Frucht bringen kann aus sich selbst, wenn sie nicht am Weinstock bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun. Wer nicht in mir bleibt, der wird weggeworfen wie eine Rebe und verdorrt, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer und sie müssen brennen. Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. Darin wird mein Vater verherrlicht, dass ihr viel Frucht bringt und werdet meine Jünger.

Liebe Gemeinde!

1. Garten- und Weinkunde

Wenn in der Bibel von Weingärtnern und Weinstöcken die Rede ist, dann kann man sicher sein, dass keine botanischen Fragen verhandelt werden. Die botanischen Bilder werden vielmehr verwendet, um etwas über das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen zu sagen. Schon am Beginn der Bibel tritt Gott als Gärtner im Garten Eden auf und verhandelt mit Adam die Frage, welche Früchte erlaubt und welche verboten sind. Später, in prophetischer Zeit, wird das Volk mit einem Weinberg verglichen, auf den Gott als Weingärtner viel Mühe verwandt hat, der aber aus schierer Bosheit keine ordentlichen Früchte bringt. Der Weingärtnergott klagt an: „Was sollte man noch mehr tun an meinem Weinberg, das ich nicht getan habe an ihm? Warum hat er denn schlechte Trauben gebracht, während ich darauf wartete, dass er gute brächte?“ (Jesaja 5,4). Mit Gott als Weingärtner ist nicht zu spaßen, er kann sehr zornig werden. Doch auf der anderen Seite gilt auch: Der Weinbau wird in der Bibel ganz selbstverständlich vorausgesetzt. Wein wird als etwas rundum Gutes angesehen. Der Wein erfreut des Menschen Herz, stellt der Psalmist fest. Während der Prophet Mohammed den Muslimen jeglichen Alkohol verbietet, verwandelt Jesus Wasser in Wein. Der Weingenuss ist in der jüdischen und christlichen Tradition Ausdruck höchster Lebensfreude, er ist Zeichen der Güte von Gottes Schöpfung. Kein Fest kann ohne Wein stattfinden – und deshalb darf auch beim letzten Mahl Jesu mit seinen Jüngern der Wein nicht fehlen.

Wenn in der Bibel von Weingärtnern, von Weinstöcken, von Wein die Rede ist, dann geht es nicht um botanische Fragen, dann geht es vielmehr um die Bestimmung des Menschen, es geht um Gerechtigkeit, es geht um Lebensfreude, es geht um die Welt wie Gott sie gemeint hat. Es geht um die Gemeinschaft mit Jesus und mit Gott. Es geht um verfehltes und gelingendes Leben.

2. Vom rechten Verhältnis zu Gott, zu den Menschen und zu mir selbst

Zurück zu unserem Predigttext. Seine Kernsätze lauten: „Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater der Weingärtner. [...] Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“ – Klare Worte sind das, hier wird gesagt wie es ist. Der Evangelist Johannes hält nichts von Unbestimmtheit. Es geht ihm um die Wahrheit, nichts weniger. Der Sinn der Sendung Jesu ist es, dass die Menschen die Wahrheit über Gott, über sich selbst und über ihr Verhältnis zum Nächsten erkennen. Denn wer diese Wahrheit erkennt, erfüllt die Bestimmung seines Menschseins und erlangt das ewige Leben. Wer die Wahrheit hingegen verkennt, verfehlt das wahre Leben. Das Bild vom Weingärtner, vom Weinstock und den Reben dient dazu, die Bestimmung unseres Menschseins zu erklären. Damit ist folgendes gemeint:

Der Mensch ist Geschöpf Gottes. Er hat sich nicht selbst gemacht. Er verdankt sein Leben nicht eigenem Geschick oder eigener Kraft. Der Mensch findet sich vielmehr in der Welt vor, er ist in höchstem Maße abhängig von einer Umwelt, die ihn leben lässt und ihm das Lebensnotwendige zur Verfügung stellt. Die Welt und alle Menschen verdanken sich der Liebe Gottes und der Güte seiner Schöpfung.

Kein Mensch lebt für sich allein. Die Menschen sind aufeinander angewiesen, denn der Mensch ist ein Beziehungswesen. Der Mensch hat den Auftrag von Gott, in seinen Beziehungen der göttlichen Liebe zu entsprechen. So hat Gott es jedenfalls bestimmt. Doch weil der Mensch frei ist und irren kann, weil er oft selbstsüchtig ist und blind für das, was wirklich zählt, verfehlt der Mensch sein Menschsein immer wieder. Er übersieht seinen Nächsten und schädigt ihn. Er vergisst, dass er Geschöpf ist und führt sich auf als hätte er sein Leben selbst hergestellt, als sei er Herr über alles Leben, als müsse er nicht Rücksicht nehmen auf seine Mitmenschen und auf die gesamte Schöpfung.

Der Auftrag Christi ist es, die Menschen an den Sinn ihres Daseins zu erinnern. Christus soll ihnen zeigen, dass sie von Gottes Liebe leben und dass sie nur dann ihre Bestimmung erfüllen und glücklich werden können, wenn sie der göttlichen Liebe entsprechend leben. Wer zu Christus gehört wie die Rebe zum Weinstock, der lebt im rechten Verhältnis zu Gott und zu sich selbst. Wer zu Christus gehört, der wird auch mit seinem Nächsten so umgehen, wie Gott es will. Das ist die gute Frucht, die Gott von uns erwartet.

(Vgl. Christian Dietzfelbinger, Das Evangelium nach Johannes, Bd. 2, S. 100.)

3. Der Taugenichts als Predigt für Workaholics: Wem Gott will rechte Gunst erweisen

Und nun zu etwas ganz anderes. Ich wechsele das Thema. Aber keine Sorge: Am Ende werden die zwei Themen zusammenkommen.

Im ökumenischen Literaturtreff am Donnerstag haben wir von Joseph von Eichendorff „Aus dem Leben eines Taugenichts“ besprochen. Eichendorff ist einer der wichtigsten Dichter und Schriftsteller der Romantik. Von Beruf war er Jurist im preußischen Staatsdienst. Der Jurist als Romantiker – aus dieser Spannung lässt sich der Taugenichts verstehen und erklären. Der Taugenichts ist eine Predigt für Workaholics und für Pflichtmenschen. Der Taugenichts ist das Sehnsuchtsbild eines Menschen, der viel arbeiten muss und viel Verantwortung trägt. Der Taugenichts ist ein Märchen, das uns entrückt in eine Welt, in der die Wünsche erfüllt werden noch bevor man sie aussprechen kann.

Eines Morgens erwacht der Taugenichts – einen Namen trägt er nicht – und räkelt die Glieder. Sein Vater, von Beruf Müller und ein harter Arbeiter, ärgert sich, dass der Sohn nichts tut und ihm nur auf der Tasche liegt. Er schickt ihn von zu Hause fort, damit er in der Fremde endlich lernt, seinen Unterhalt selbst zu verdienen. Dem Taugenichts ist das gerade recht, er klemmt sich seine Geige unter den Arm und geht auf Wanderschaft. Über die Kleingeister seines Dorfes kann er nur lachen. „Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte“, lässt Eichendorff den Ich-Erzähler sagen. Und dann singt und spielt der Taugenichts das für die ganze Novelle programmatische Lied „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“. Kaum ist er mit dem Lied am Ende, kommt eine Kutsche vorbei und er wird eingeladen mitzufahren. In der Kutsche sind zwei vornehme Damen. Der Taugenichts kommt mit auf das Schloss, das wunderschön an der Donau liegt. Er bekommt beim Schloss eine Anstellung und verliebt sich in eine der Damen. Doch die Liebe ist unglücklich, die Dame scheint schon vergeben. Da verlässt der Taugenichts das Schloss der Damen und die sichere Stellung und macht sich erneut auf Wanderschaft. Und dann ist es wie im Märchen. Der Taugenichts taumelt von Glücksfall zu Glücks-

fall. Alle Bedrohungen, die er erlebt, verwandeln sich in Auswege zu neuen Horizonten. Er erreicht schließlich Rom, sieht dort seine Liebe wieder und verliert sie erneut. Er verlässt Rom und kehrt zurück zum Schloss der schönen Damen. Dort löst sich alles auf. Die Geliebte ist noch frei, es war alles ein Missverständnis. Ein gütiges Schicksal hat ihn geführt, er ist seinem Glück entgegengetaumelt. Am Ende hält der Taugenichts seine geliebte Dame im Arm. Die Novelle schließt mit folgenden Worten: „Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt an, und von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloss durch die stille Nacht über die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf – und es war alles, alles gut!“

Wem Gott will rechte Gunst erweisen – Viele haben das Lied in der Schule gesungen. Sie finden es auf dem ausgeteilten Blatt. Jetzt singen wir es gemeinsam. Frau Kwok begleitet uns am Klavier.

4. Lied: Wem Gott will rechte Gunst erweisen

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt,
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
erquicket nicht das Morgenrot,
sie wissen nur von Kinderwiegen,
von Sorgen, Last und Not ums Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust.
Was soll' ich nicht mit ihnen singen
aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten.
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd' und Himmel will erhalten,
hat auch mein' Sach' aufs Best' bestellt

5. Romantische Weltsicht. Der Mensch als Teil der Schöpfung / Weinstock und Rebe

Josef von Eichendorff war Romantiker und er war ein religiöser Mensch. Der Taugenichts ist für ihn die exemplarische Gestalt, die umsetzt, was wahre Frömmigkeit bedeutet. Der Taugenichts ist voller Vertrauen, dass Gott es gut mit ihm meint:

Den lieben Gott laß ich nur walten.
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld

und Erd' und Himmel will erhalten,
hat auch mein' Sach' aufs Best' bestellt.

Erkennbar spielt Eichendorff damit auf die Bergpredigt Jesu an, wo Jesus lehrt: „Sorgt nicht um euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht um euren Leib, was ihr anziehen werdet. [...] Seht die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. [...] Darum sorgt nicht für morgen, denn der morgige Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass jeder Tag seine eigene Plage hat.“ (Matthäus 6,25-34 in Auszügen).

Eichendorff weiß, dass er mit dem Taugenichts eine Märchenfigur entwirft, eine Figur, die einen starken Kontrast zum alltäglichen Leben bildet, zu seinen Zwängen und aller Verantwortung, die den Berufs- und Pflichtmenschen belasten. Der Berufsmensch meint, er müsse den Sinn seines Lebens durch Arbeit herstellen. Der Pflichtmensch meint, nur durch sein Tun drehe sich die Welt weiter. Josef von Eichendorff predigt mit seinem Taugenichts jenen, die sich die ganze Last der Welt aufladen und die drohen unter dieser Last zu zerbrechen. Wer so viel Last meint tragen zu müssen, der verfehlt sein Menschsein, der verkennt, dass er nur Geschöpf ist und nicht Schöpfer. Auf seine Art predigt Eichendorff dasselbe wie Jesus in der Bergpredigt und wie das Johannesevangelium. Allerdings ist der Tonfall bei Eichendorff weniger streng und sehr viel freundlicher als bei Johannes. Aber die Botschaft ist gleich: Erkenne, dass Du ein Geschöpf Gottes bist. Erkenne, dass du aus Gottes Liebe lebst und Teil eines Ganzen bist, das dich hält und trägt und ernährt. Erkenne, dass du mit anderen zusammenlebst. Mache die Augen auf und nimm wahr, was um dich herum ist. Mache die Augen auf und nimm wahr, wie gut Gott alles geschaffen hat. Lerne vom Taugenichts in den Satz Gottes am Ende des Schöpfungswerks einzustimmen: „es war alles, alles gut.“

Die Einwände gegen diesen Satz waren Eichendorff natürlich bekannt. Die Einwände liegen auf der Hand. Wer könnte sie übersehen! Ein Blick in die Zeitung, eine Minute Nachrichten im Fernsehen genügen und man weiß, dass nicht alles gut ist. Eichendorff war zwar Romantiker, aber er war nicht naiv. Sein Taugenichts ist eine bewusst konstruierte Kontrastperson zu unserer Alltagsexistenz. Denn Freiheit gewinnt man nur durch Distanz, durch Verfremdung und Widerstand. Religion, Kunst und Musik entrücken uns von den Zwängen des alltäglichen Lebens, gerade so befreien sie uns zum wahren Menschensein, zum Leben als Geschöpf Gottes. Gerade so lehren sie uns Gottvertrauen. Und auf das Gottvertrauen kommt es am Ende an. Das Schiere Wissen, dass ich Geschöpf bin, tröstet noch nicht. Es bedarf auch des Vertrauens, dass Gott es gut mit seinem Geschöpf meint. Das Gottvertrauen üben wir ein, wenn wir mit Jesu Worten beten: „Vater unser im Himmel“. Und Eichendorff stellt uns in der Gestalt des Taugenichts exemplarisch die Haltung des Gottvertrauens vor Augen.

Eichendorffs Lied „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ greift in seiner letzten Strophe auf ein Lied aus unserem Gesangbuch auf: „Wer nur den lieben Gott lässt walten“. Es stammt von Georg Neumark. Er hat es gedichtet und komponiert nachdem sein Leben fast gescheitert war und er überraschend eine neue Chance erhielt: „Wer nur den lieben Gott lässt walten, den wird er wunderbar erhalten.“ Neumark empfiehlt aller Welterfahrung zum Trotz das Gottver-

trauen als Lebenshaltung. Und der Taugenichts bei Eichendorff zitiert am Ende seines Liedes die Vorlage von Neumark. Voller Gottvertrauen bricht er auf und singt: „Den lieben Gott lass ich nur walten, hat all mein Sach aufs Best bestellt.“

Wir singen nun gemeinsam die Vorlage und üben uns so im Gottvertrauen:

Wer nur den lieben Gott lässt walten.
und hoffet auf ihn allezeit,
den wird er wunderbar erhalten
in aller Not und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
der hat auf keinen Sand gebaut. – Amen.

Lied: EG 369, 1+2+7, Wer nur den lieben Gott lässt walten